

**Rafael Behr**

## **Flüchtlinge in Hamburg: Rundgang durch eine fremde Welt**

### **Überblick**

Projektwoche: „Flüchtlinge in Hamburg“	1
Die Rolle der Polizei	4
Kann Supervision helfen?	5
Angaben zum Autor	7

### **Projektwoche: „Flüchtlinge in Hamburg“**

In der Phase der Berufsvorbereitung werden angehende Polizeibeamte nur ausnahmsweise mit sozialen Konfliktlagen konfrontiert. Doch gibt es im Studienablauf die Möglichkeit einer sog. „Projektwoche“, in der abseits des Lehrplans Raum für andere Erfahrungen ist. In diesem Jahr habe ich als Lehrender am Fachhochschulbereich der Akademie der Polizei Hamburg mit einem Dozenten-Kollegen das Thema „Flüchtlinge in Hamburg“ angeboten und mit dem Zusatz angekündigt, dass die Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Bereitschaft mitbringen mögen, in einem Handlungsfeld der Flüchtlingshilfe selbst mitzuarbeiten. Dies führte zu einem mehrtägigen Einblick in die größte Hamburger Erstaufnahmeeinrichtung für Flüchtlinge.

„25 POLIZISTEN STÜRMEN FLÜCHTLINGSUNTERKUNFT“ – das hätte eine Überschrift in einer überregionalen Boulevardzeitung werden können. Tatsächlich besuchten wir mit Studierenden der Polizei-Fachhochschule Hamburg eine sog. „Erstaufnahmeeinrichtung“ für Flüchtlinge in Hamburg (natürlich stürmten wir nicht, sondern gingen gemessenen Schrittes). Drei Tage verbrachten wir in einem Container-Dorf mit derzeit mehr als 1000 Bewohnern, vornehmlich Menschen aus Syrien. Wir wollten wissen, wie es ist, in einer solchen Umgebung zu leben, aber auch als Personal arbeiten. Die Studierenden setzten sich aus zwei unterschiedlichen Gruppen zusammen: Sog. „Aufsteiger“, die schon Polizeierfahrung in der Praxis der Polizei haben und nun in den gehobenen Dienst aufsteigen wollen, und diejenigen (genannt „Seiteneinsteiger“), die noch keine praktische Erfahrung mit Polizeiarbeit haben und mit dem Studium direkt in den gehobenen Polizeidienst gelangen. Insgesamt 25 Personen zwischen 19 und 35 Jahren, gendermäßig etwa gleichverteilt. Einige der „Aufsteiger“ und „Aufsteigerinnen“ kannten die Einrichtung bereits durch Einsätze dort. Mein Bericht ist weder objektiv noch neutral.

Ein trüber Vormittag: Eingangskontrolle – Registrierung – Willkommen durch die Einrichtungsleitung – erste Einweisung in einem Bundeswehrzelt. Die Dieselheizung rattert, bringt etwas Wärme, aber auch schlechte Luft. Wir erfahren, dass diese Geräusche die Menschen in der ersten Zeit permanent begleitet haben. 24 Stunden Heizaggregat im Zelt. So muss das im Winter gewesen sein: Stockbetten – keinerlei privater Raum, kein Schrank, kein Tisch, nur Betten, klamme Kleider hingen überall. Zu den Containern mit den Toiletten und

1

den Waschbecken sind mehrere hundert Meter zurückzulegen. Auch in der Nacht. So war das mal. Heute leben alle Bewohner in Containern. Wir machen einen ersten Rundgang und sehen das Terrain mit den Augen der Leitung, die uns begleitet. Überall Sicherheitsleute, geordnete Verhältnisse, es ist wenig los am Morgen, die meisten Männer schlafen noch, es gibt einige Kinder, wenige Frauen, Jugendliche. Wir sehen einen Container für den Sozialdienst, einen für eine Arztpraxis, eine Ausgabestelle für Hygiene- und Babybedarf, ein Rundzelt zum Beten oder „Chillen“ mit Tee und Teppichen. Alles ist portioniert: Wasser in Tetrapacks, Toilettenpapier, Besteck, Shampoo, Zahncreme. Warum? „Hier wird alles ökonomisiert, das ist normal“, sagt der stellvertretende Einrichtungsleiter, wie seine Chefin ein gelernter Sozialarbeiter und Kriminologe. Not macht erfinderisch. Vieles von den Dingen des täglichen Bedarfs landete und landet am Wochenende auf den Armutsflohmärkten in der Peripherie Hamburgs (dort, wo es nicht mehr so sehr nach Folklore riecht, wie in der Innenstadt, sondern nach Schrott, nach Existenzminimum, nach Notverkäufen). Ein Tetrapack stilles Wasser aus der Einrichtung bringt manchmal 30 bis 50 Cent. Die Leitung sieht das nüchtern, fast empathisch. Aber es darf eben nicht sein, deshalb die Kontrolle. Die Waschmaschinen werden vom Sicherheitspersonal bedient, weil es da auch schon Streit gab– einige besetzten den Raum, die anderen mussten fürs Waschen zahlen. Ganz normale Konflikte, sagt uns die Einrichtungsleitung, oftmals wegen Nichtigkeiten. Die Stimmung unter den Bewohnern ist latent gespannt. Viele sind unsicher, wegen ihres Aufenthaltsstatus, weil sie nichts zu tun haben, weil sie nichts tun dürfen. Nur warten. Ruhig bleiben, sich beim Essen in der Schlange anstellen, nicht vordrängeln, sonst gibt es wieder Ärger. Menschen, die sich vorher gar nicht kannten, die nicht gefragt worden sind, ob sie mit anderen in einem Containerdorf leben wollen, sind hier zusammengewürfelt und zu Solidarität und Disziplin verurteilt. Menschen, die hektische Fluchten und reale Lebensgefahren hinter sich haben, werden hier auf null gestellt. Ausharren und sich der Einrichtungsordnung fügen. Die gibt es auch schriftlich. Man darf hier vieles nicht: nicht ohne Abmeldung aus dem umzäunten Bereich gehen, keinen Alkohol trinken, keine Drogen nehmen, keine Gewalt, nichts verkaufen, nichts stehlen, die anderen nicht stören. Das geht aber gar nicht. Jeder, der kann, möchte diesem Ort entfliehen, wenigstens an einen Ort mit relativer Stille.

Wir gehen durch das Containerdorf. Mich erinnert es an einen Gefängnishof. Eine Mischung aus Boot-Camp und früherer Gastarbeiterunterkunft. Immer zwölf Wohncontainer sind zu einem sog. „Modul“ zusammengebaut. Drei unten, drei im ersten, drei im zweiten Stock. Die Menschen nehmen alles, was ihnen wichtig ist, mit aus Angst vor Diebstahl. Vor den Fenstern der Container hängen Drahtkörbe mit Nahrungsmitteln und Habseligkeiten, Fahrradspeichen, ganze Fahrräder, und immer wieder Kleider aller Art. Es gibt wenig Vertrauen unter den Bewohnern. Und keine Abgrenzungsmöglichkeit. Intimität ist Luxus – Damenbinden und Toilettenpapier gibt es nur bei der Ausgabe am „Hygienecontainer“.

Wir arbeiten am ersten Tag in der Zeltkontrolle, inspizieren alte Zelte auf ihre Gebrauchsfähigkeit. Sie dienten zu Beginn der großen Welle als Massenunterkunft und stehen jetzt leer. In jedem der Zelte, die wir betrachten, ist etwas kaputt. Undicht, Wasser am Boden, hinter den Stangen schimmelt es. Kaputte Betten, das Heizaggregat geht nicht mehr, Neonlicht geht. Man hat Stockbetten aus Metall gekauft, die jetzt schon kaputt sind. Die Zelte werden ausgesondert. Wir wollen eigentlich Flüchtlinge sprechen, nicht Hausmeisterarbeiten machen. Einige der Studierenden melden sich doch freiwillig zur Toilettenreinigung und ich bewundere sie dafür. Sie bekommen Handschuhe, Desinfektionsmittel, Säcke mit

Toilettenpapier und machen mit den hauptamtlichen Bediensteten den Job. Hygiene ist sicher keine deutsche Erfindung, aber man hat es hier weit gebracht damit (ein Drittel der Deutschen putzen ihre Toilette jeden Tag). Es gibt Länder, in denen kennt man kein Klopapier, höre ich. Ist das wahr? Ich weiß es nicht. Die Studierenden werden stiller, einige sind verstört. Die Kinder, die Abhängigkeit, die Ohnmacht, die Langeweile – die Atmosphäre des Lagers beginnt sich in den Gesichtern der Besucher einzuschreiben. Einige Polizistinnen sagen, es sei total traurig, dass man die Menschen nicht würdig unterbringen kann, aber irgendwo seien auch Grenzen, der Staat könne nicht alles machen. Erste Bearbeitung der Ohnmachtsgefühle. Es ist merkwürdig: Technisch ist für alles gesorgt: hier verhungert und erfriert keiner. Auch Schlafplätze gibt es für alle. Aber für viel mehr reicht es hier nicht. Auf der Maslowschen Bedürfnispyramide kommt man hier allenfalls zur zweiten Stufe der Defizitvermeidung. Schon schlafen ist bei dem Lärm schwer. Wachstumsbedürfnisse werden in diesem Klima sicher nicht befriedigt. Zu Spitzenzeiten waren weit über 2000 Menschen in der Einrichtung, heute noch etwa 1000.

Am nächsten Tag gehen wir mit sechs Bewohnern, die aus Syrien stammen, über das Gelände. Sie zeigen uns die Unterkunft aus ihrer Sicht. Sie erzählen ein wenig von ihrem Leben früher und heute. Ich gehe mit einem ehemaligen Mitarbeiter einer englischen Hotelkette. Er war viel unterwegs. Oft in Luxushotels, erzählt er. Er kennt sich aus mit Manieren. Irgendwann durfte er nicht mehr nach England einreisen, musste zurück nach Syrien, sollte zur Armee. Flüchtete. Landete nach mehreren Wochen auf abenteuerliche Weise in Hamburg. Er zeigt uns sein Zimmer im Container. Zwei Stockbetten an der Wand. An der anderen Wand ein kleiner Tisch. Mehr passt nicht rein. Vier erwachsene Männer wohnen hier. Sie haben nur gemeinsam, dass sie Flüchtlinge sind. Sonst nichts. Es riecht nach schmutziger Kleidung, abgestandenem Essen, altem Schweiß. Einer seiner neuen Zimmergenossen, so erzählt unser Scout, habe sich noch nie die Zähne geputzt. Nach vier Wochen hat er ihn angeschrien und in den Waschraum gezerrt. Ich atme schon lange durch den Mund, will das nicht mehr an mich herankommen lassen. Es gibt Männer im Container, die sind nachts unterwegs und schlafen tagsüber. Wenn sie mit der Eingangstür schlagen, vibriert das ganze Modul. Er macht es uns vor. Man kommt nie zur Ruhe, sagt er. Gegenüber wohnt eine Familie mit drei Kindern. Die lärmen morgens. Und nachts lärmen die Männer. Oder sie telefonieren mit ihren Angehörigen. Versuchen Kontakt zu halten. Es ist immer laut. Stille gibt es nur im „Gebetsraum“. Wer ein Handy hat, gehört zur privilegierten Kaste. Mittags essen wir in einer der Kantinen. Das Essen schmeckt ganz gut, es ist einfach, aber sättigend. Einige der Bewohner arbeiten als Küchenhelfer. Alle sind uns gegenüber um Freundlichkeit bemüht. Aber überall steht Sicherheitspersonal. Sie stehen nur da und haben ein Auge auf alles Mögliche. Hier gab es früher oft Streit. Anstehen will gelernt sein. Überhaupt mache ich mir so meine Gedanken über Kulturtechniken. Essen funktioniert hier mit Essensmarke und als Nahrungsaufnahme. Industriell hergestellt, hier aufgewärmt, verabreicht, der Nächste bitte. Essen als Kulturtechnik, etwa als Mahlzeit“ kommt hier nicht vor. Viele lassen sich ihr Essen einpacken und nehmen es mit in den Schlafcontainer, essen dort wenigstens zusammen. Fremde Welten begegnen sich in einem Zwangskontext.

Die Leitung und ihre Mitarbeiter, alle sehr engagierte Fachkräfte aus der sozialen Arbeit, bewegen sich schon lange am Limit. Viele arbeiten zehn bis zwölf Stunden am Tag. Sie sagen, sie haben erreicht, dass es nicht überkocht. Aber mehr nicht. Sie machen täglich Krisenbewältigung. Arbeiten gegen die deutsche Bürokratie und gegen die zunehmende

Frustration und Angst der Bewohner. Die wenigen afghanischen Bewohner sehen sich unter Druck, wieder ausreisen zu müssen, bei den Syrern geht es einigermassen, die Albaner sind schon alle weg. Viele sind verschwunden, irgendwo in der Metropolregion vielleicht, niemand weiß das so genau. Täglich gibt es neue Gerüchte um „sichere Herkunftsländer“. Aus einem dieser Länder zu kommen, ist gleichbedeutend mit dem Ende der deutschen Willkommenskultur. Die Leitung will das die Bewohner nicht spüren lassen. Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen setzen sich für ihre Schützlinge ein, so gut sie können. Sie organisieren Sprachkurse, Schulbesuche für die Kinder, versuchen, junge Leute in Vereinen unterzubringen. Vieles scheitert an der Sprachbarriere. Und an der Sturheit und/oder Trägheit der Behörden. Und am Fatalismus einiger Flüchtlinge.

## **Die Rolle der Polizei**

Polizei kommt angeblich oft in die Einrichtungen, so steht es in den Zeitungen. Die Kriminalität steigt angeblich dramatisch, besonders die Gewalt. Die Polizei muss Überstunden machen, „Massenschlägereien“ binden viele Mitarbeiter. Schlägt man die Zeitung auf, springen einem die Alarmmeldungen der Polizeigewerkschaften entgegen. Etwas stimmt daran. Zu Beginn gab es öfter Auseinandersetzungen. Dann kam auch Polizei. Auch mit vielen Beamten. Die waren aber nicht über mehrere Stunden gebunden, sondern schlichteten den Streit, nahmen evtl. eine Strafanzeige auf und fuhren wieder weg. Für 20 Beamte bedeutete das oft 15-30 Minuten Einsatzzeit, keine ganze Nacht. Mittlerweile haben sich spezielle Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten entwickelt, sowohl innerhalb der Polizei als auch innerhalb der Sozialen Arbeit und der kommerziellen Sicherheitsdienste. Heute wird durch regelmäßige Kontakte und Präsenz in der Einrichtung vieles im Vorfeld geklärt und abgemildert. Die Interventionen wegen Spontangewalt gingen drastisch zurück, dafür werden die „Kümmer-Polizisten“ stärker verstrickt in die Ausweglosigkeit der Situation vieler Bewohner. Für die Kernzuständigkeit der Polizei, nämlich Sicherheit und Ordnung herzustellen, ist die Flüchtlingsthematik in erster Linie eine temporäre und quantitative Herausforderung. Polizistinnen und Polizisten müssen aber lernen, viel „auszuhalten“, für das sie keine klaren Regeln haben. Dass Opfer auch Täter sind oder werden, dass man vor einigen Wochen in einem Schlauchboot saß und froh war, überlebt zu haben, und heute wegen einer fehlenden Zahnpastatube bereit ist, sich in eine lebensgefährliche Schlägerei zu verwickeln, für so etwas gibt es wenig Erklärung in der Ausbildung. Dankbarkeit ist die heimliche Währung in der Flüchtlingshilfe. Wir erwarten „reine“ Opfer, die sich ihrer Hilflosigkeit bewusst sind und die unsere Hilfe dankbar annehmen. Die sich aber ansonsten unauffällig und angepasst verhalten, so wie wir es gelernt haben. Nur dass wir schon immer in einer vergleichsweise saturierten Gesellschaft leben und „angemessenes Verhalten“ sich immer nur vor dem Hintergrund einer wahrgenommenen Unangemessenheit benennen lässt. Polizistinnen und Polizisten stellen relativ rasch fest, dass ihre neue Klientel ebenso heterogen ist, wie die, die sie schon kennen. Nur dass alles unter Bedingungen kultureller Fremdheit und, was die Erstaufnahmeeinrichtungen anbetrifft, unter dem Eindruck einer weitgehenden Entindividualisierung stattfindet (ich war zunächst versucht, den Goffmanschen Begriff der „totalen Institution“ zu nutzen, habe davon aber wieder Abstand genommen, denn im Vergleich zum Gefängnis, zur Psychiatrie oder einem Konzentrationslager gibt es zwar einige

Ähnlichkeiten, z.B. in den Anpassungsmechanismen und in Bezug auf die kulturelle Fremdheit, aber es gibt eben auch substanzielle Unterschiede, z.B. im Menschenbild oder im Grad der existenziellen Abhängigkeit der Bewohner zum Personal – und „ein bisschen total“ kann man die Flüchtlingsunterkünfte nicht nennen, ohne den Schrecken und die Wirkung der Totalität von den anderen Institutionen zu trivialisieren). Auch im Handlungsfeld Flüchtlingspolitik zeigt sich, dass die Polizei zwar in Berührung kommt mit existenziellen Fragen und Situationen, dass sie sie aber nicht „durcharbeitet“, sondern die Zuständigkeit zur Weiterbehandlung an andere Institutionen abgibt. Insofern sind Belastungen eher vorübergehend, und wenn sie stattfinden, dann als psychischer Konflikt, nicht als institutioneller. Denn institutionell übernimmt die Polizei mit der Flüchtlingsfrage keine originäre Zuständigkeit, sondern bleibt stets subsidiär und unterstützend. Vor allem nehmen Polizistinnen und Polizisten dienstlich nicht am Schicksal ihrer Klienten teil, sie sehen die meisten nur vorübergehend, oft sehr kurz, dann sind andere Institutionen für sie zuständig. Beziehungsarbeit ist nur in den wenigsten Fällen nötig und/oder möglich. Dort, wo es um Kriminalität geht, ergeben sich im Kontext von Flüchtlingen keine substanziell neuen Herausforderungen, weder was den modus operandi noch das Ausmaß betreffen. Diebstahl, Körperverletzung, Beleidigungen, Schutzgelderpressungen, Betrug, all das sind Delikte, die Polizistinnen und Polizisten vertraut sind, auch dass Opfer zu Tätern werden oder beides gleichzeitig sind, ist nicht neu. Immer wieder schwer zu verstehen und manchmal auch schwer zu akzeptieren, aber es gehört zum Repertoire persönlicher und organisationskultureller Verarbeitung, diese Dinge nicht zu nah an sich heran kommen zu lassen.

## Kann Supervision helfen?

Die Menschen in den Unterstützernetzwerken brauchen dringend psychosoziale Unterstützung, so mein Eindruck, die Laienhelfer und Ehrenamtlichen noch mehr als die Professionellen. Gerade Menschen, die sich engagieren, weil sie Gutes tun und helfen wollen, geraten in die Gefahr der Überlastung, sowohl körperlich als auch seelisch. Auch diejenigen, die Flüchtlinge dabei unterstützen wollen, sprachliche und bürokratische Hürden bei den Behörden und Ämtern zu überwinden, können selbst an die Grenzen ihrer Überzeugungskraft kommen. Das Helfen zu trennen vom Wunsch, Gutes zu tun, kann möglicherweise Entlastung bewirken.

Wer Polizist/Polizistin werden will, hat in der Regel keine oder wenig Möglichkeiten, während der Ausbildung aus „herrschaftsfreier“ Perspektive etwas von der Lebenswelt (bzw. den Lebenswelten) der zukünftigen Klientel zu erfahren. Die Auszubildenden bzw. Studierenden werden rasch in eine berufliche Perspektive gedrängt, in der sie Personen in Situationen wahrnehmen, in denen sie Probleme *bereiten*, und nicht, wie sie Probleme bewältigen oder aushalten. Das emphatische und doch professionelle „Aushalten“ von Klientenschicksalen kommt – anders als in der sozialen Arbeit oder der Pädagogik – im vermittelten Berufsschema der Polizei nicht vor. Polizisten und Polizistinnen lernen auch nicht (weder in der Ausbildung an der Polizeischule noch während des Studiums an der Fachhochschule), ihre Emotionen zu verbalisieren bzw. zu reflektieren. Das habe ich schon

2004 in einem Aufsatz beschrieben<sup>1</sup>, und daran hat sich bis heute nichts Wesentliches geändert, wenn auch das Lehrpersonal zahlreicher geworden ist, das auch reflexive Anteile im Studium vertritt oder mindestens stimuliert. In der Kultur der Polizei zählen vornehmlich rechtlich vertretbare *Ergebnisse*, im Alltagserleben der Polizistinnen und Polizisten sind es vor allem *Erlebnisse*, die kommuniziert werden. *Reflexivität* aber wird in beiden Organisationskulturen wenig geschätzt, wenig gefördert und auch wenig genutzt.<sup>2</sup> Ob Polizisten und Polizistinnen grundsätzlich Supervision für ihren Beruf benötigen, ist umstritten. Ich würde heute sagen, dass nicht alle davon profitieren, in einigen Handlungsfeldern halte ich es aber doch für wichtig. In der Initialphase der Berufsvorbereitung mangelt es häufig an Felderfahrungen, Studierende sind schon für Ethikseminare und Praxisreflexion oft schwer zu motivieren, weil zu diesem Zeitpunkt die Konfrontation mit belastenden Situationen oft noch nicht stattgefunden hat. Gerade die „Seiteneinsteiger und Seiteneinsteigerinnen“ leben oft noch ungebrochen ihren Traum vom positiven Polizeiberuf (als „Beruf, in dem man anderen Menschen viel Gutes tun kann“, so eine Studierende). Bis sie mit den Widrigkeiten von Praxis konfrontiert werden, haben sie die Schule/Fachhochschule oft schon längst verlassen.

In der Polizei ist nach meiner Erfahrung ein geeigneter struktureller Ort für Reflexionsangebote die berufliche Fortbildung. Hier nehmen Beamtinnen und Beamte Angebote der Behörde wahr, die ihnen helfen sollen, ihre beruflichen Kompetenzen zu bewahren bzw. weiter zu entwickeln. Hier gehört Praxisreflexion hin und hier wird sie auch geschätzt, weil dann bereits vielen Beamtinnen und Beamten klar geworden ist, dass sie mit Schulwissen und „Entweder-oder-Denken“ in ihrem Berufsalltag nicht weiterkommen. Diejenigen, die solche Angebote nachfragen, gehören in der Regel zu den sozial wachseren Personen, sie haben dann auch etwas von der Auflösung von legalistischen Dichotomien (Recht-Unrecht, Schuld-Unschuld, Täter-Opfer) und von der Befreiung vom Handlungsdruck. Der Gewinn von Supervision kann nicht garantiert werden, das macht es schwer, das Konzept gegen Misstrauen und/oder Widerstand zu implementieren. Aber es schafft „Inseln der Reflexion“ (Behr 2006, S. 149-191), die genutzt werden können. Im Übrigen nehme ich wahr, dass mit dem Generationswandel in der Polizei auch die Vorbehalte gegenüber den „soft skills“ insgesamt vorsichtig abnehmen. Aber auch diese Einschätzung ist fragil, denn das Aspirationsklima in der Polizei ist stets auch beeinflusst von den gesellschaftlichen Diskursen und von Ereignissen, die Sensibilität und Offenheit fördern oder sie verhindern. Und die Voraussetzungen für die Förderung von gesellschaftlicher wie polizeilicher Toleranz, Transparenz, Freundlichkeit, Authentizität, Gelassenheit, Souveränität, Empathie und Großmütigkeit sind im Frühjahr 2016 nicht gerade günstig.

---

<sup>1</sup> Rafael Behr: "Wir haben nie gelernt, über Gefühle zu reden." Erfahrungen mit Supervision in der Polizei. In: Forum Supervision, Heft 24, 12. Jg., 10/2004, S. 43-56.

<sup>2</sup> Zu den verschiedenen Kulturen in der Polizei vgl. Rafael Behr: Cop Culture, 2. Auflage, Wiesbaden 2008 und ders.: Polizeikultur. Routinen – Rituale – Reflexionen. Bausteine zu einer Theorie der Praxis der Polizei, Wiesbaden 2006.

## Angaben zum Autor

Dr. Rafael Behr, Jahrgang 1958, Professor für Polizeiwissenschaften am Fachhochschulbereich der Akademie der Polizei Hamburg, Supervisor (DGSv). Letzte Veröffentlichung: „Entscheidend ist, was jeder als Gewalt empfindet“. Die Rolle der Polizeigewerkschaften bei der Konstruktion von Risiken – eine nicht ganz unpersönliche Skizze aus der Polizeikulturforschung, in: Dollinger, Bernd/Axel Groenemeyer/Dorothea Rzepka (Hrsg.): Devianz als Risiko. Neue Perspektiven des Umgangs mit abweichendem Verhalten, Delinquenz und sozialer Auffälligkeit, Weinheim, S. 202-221.